

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 23 (1919-1920)
Heft: 5

Artikel: Der neue Ramuz : zur Einführung in die Literatur der welschen Schweiz
Autor: Widmer, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662095>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der neue Ramuz.

(Zur Einführung in die Literatur der welschen Schweiz.)

Von Dr. Johannes Widmer, Verf.

Es läßt sich kaum ein Buch denken, das sich besser eignen würde, den Stand das Streben des welschen Schrifttums unserer Tage zu charakterisieren, als der neue Ramuz. Das Werk heißt, „Zeichen unter uns“, nennt sich ein Gemälde, und ist im Verlage der „Cahiers Vaudois“ erschienen. (Lausanne, 19 Rue de Bourg).

Das Buch will ein Gemälde sein. Wo bleiben da die alten heiligen Ordnungen der Poetik? Muß sich der gute Lessing nicht im Grabe drehen, wenn er solche Verkennung seiner mit Fleiß und Mut aufgestellten Gesetze inne wird? Zwar ein anderer nicht minder streitbarer Poetiker. Carl Spitteler, hat sich schon eine merkliche Abweichung gestattet: damals, als er die



Ramuz.

Geschichte von Conrad dem Leutenannt innen und außen recht plastisch und einheitlich zu gestalten suchte. Er fand es ratsam, den Gefühl- und Tatverlauf so gut wie ganz in den Helden zu verlegen, die Nebenmenschen mehr nur als von ihm bewegtes oder erregtes Ambiente wiedergebend. Da-

durch brachte er schon eine staunenswerte Farbigkeit zustande. Gerade der Umstand, daß ein klares Bild um das andere sich ablösen, bringt das Gefühl hervor, daß die Erzählung tragisch starken Schrittes voran schreite. Ganz anders steht es um Ramuz. Sein letztes Buch umfaßt rund zweihundertfünfzig mittelgroße, vielfach gebrochene, breitrandige Seiten: nichts destoweniger enthält es gegen hundert jener merklich als feststehende Staffelei-Bilder gehaltenen Stillstände der Mitteilung, wo die Feder Pinsel wird. Es ist unterhaltend, sich diese blumigen Haltestellen auf zu zeichnen. Das ganze dörflische Dasein am Leman — es ist ein heißer Sommertag — ersteht wie im Zusammensekspiel, das wir als Kinder liebten und wo wir den erkennenden Finger kräftig auf jedes Quadrat setzten. So kann man auch hier in scheinbar bunter Reihenfolge den Finger auf Duzende von Stellen bringen oder sich erinnernd sagen: „Ah! das ist der Weltuntergangshändler und die Bohnen entfadende Bäuerin; das ist der spaßige Wegelagerer, der die soziale Frage mit seinem Fuße löst, so nämlich, daß er den breiten Schuh lachend gegen den Bauernhof hebt, dessen reiche Fülle ihn etwa an sein eignes Nichts erinnern könnte; da ist der glückliche Händler — oder schon eher Schieber mit Zinn und Kaninchenfellen, der aus dem Kriege hunderttausend Franken herausgeholt hat; jetzt zahlt er den ihn listig verehrenden Bauern Doppelliter, nimmt aber auch dem bangeren Caille eines seiner Offenbarungs- traktätchen ab, weil er sich zu ihm niederneigen und gleichzeitig die notenge- spickte Briestafche sehen lassen kann; er hofft, daß in der kuriosen Schrift „Guillaume“ der Text gelesen werde. Ein junger Mann fällt hin, ein Opfer der zunehmenden Seuche; aus den Feldern sieht man ob dieser Zeitung ein Händerringen emporsteigen. Aber ruhig harret der See; zwei Wäscherinnen, von der Last einander zugebogen, tragen einen Wäschekorb vom Lichte in den Schatten, vom Schatten in das Licht. An der Dorfgasse bereift der Küfer einen Trog; hart hämmert er; doch lustig steigt das Echo seiner Schläge, ein Werdelied, zwischen den Häusern auf ins Weite. (Seltsam, wie Hall, Bewegung, Ort ein untrennbares Wesen sind!) Der Schreiner hat einen zwiefachen Zeitvertrieb; im Oberstübchen einen blutroten Sozialismus und an der Decke einen zwitschernden Distelfink. Die Sonne steht in Schleiern, die Wärme hält das Wirtshaus voll. Alles trinkt, raucht und schluckt verdrießlich die Offenbarung mit herab, die es unziemlicher Weise nicht nur auf „Guillaume“, sondern auch auf seine Herren Berschmetterter abgesehen hat. Unbehagen. Die Türe geht auf, herein bricht Sonne, Lichtstaub, Lärm; die Henne hat ein Ei gelegt, es kräht der Hahn, die Spaten quietschen, aufleuchtet gegen eine weiße Mauer über der Straße ein frisch gestrichenes rotes Wasserrohr; Lust zu Leben. Noch steht die Türe offen, herein streicht scheu die Fama, freut sich der vielen Zuhörer und setzt die Nachricht in Umlauf, daß schon wieder drei junge Leute unten in der Glashütte sich

gelegt haben. Noch ist Ruhe, das Land sich selber noch so ähnlich, so malerisch eins und wohlbehalten daß, . . . da, eine Salbe, zwei, die dritte! Soldaten haben einem Kameraden den letzten Gruß ins Grab gesandt. . . Schon mehrren sich die menschlichen Unglücksraben, und vor Caille's Füßen steigen die Zeichen auf. Man sieht sie sprießen. Zeichen die Bewegung, die Schreie in der Glashütte; Zeichen ihr Gezänke mit dem Dorf; Zeichen die übergroße Klage der jungen Arztwitwe am See; Zeichen der zahlenschwere Kummer der Tagwerkerfrau über die Teuerung; Zeichen die schmäbliche Verfolgung des frommen Caille durch einen Rohling. Am Schatten findet man 35°. Ungern fährt der Fischer aus, doch er kennt die Untiefen, wo die Tiere im warmen Wasser bankweise aneinander stehen. Es wird schwül und schwüler. Der Leiter der Fabrik verlangt vom zaudernden Ortsvorsteher Hülfe. Ein Zug verläßt die Hütte, voran die rote Fahne: das Halstuch einer Genossin, an einer Bohnenstange flatternd. Die Bauern grollen. Die Kinder veranstalten einen Gegenzug. An der Haltstelle fährt die Lokomotive mit bewaffnetem Geleite an und ab. Entsetzen. Bohn. Die Sonne versinkt noch ganz in die braune Lohe ihres Kessels. Verzweiflung. Nirwana im Waadtländerdorfe. Die 17jährige Rosa hat sich's so schön vorgestellt, am nächsten Sonntag, nach dem Tanze. . . Alois stirbt. Die Klage der Arztwitwe wird durchdringender Wahngesang. Der Weltuntergang hebt mit schwerem Luftdruck an. Dächer knicken ein. Schwarze Nacht. Grauen.

In einem Speicher, abseits vom Dorfe gibt sich ein Paar Stelldichein. Hitze und Wetter sind auch hier. Groß ist der Stärkere. . .

„ça chotte“. . . „Es hellt“. Ein Seufzer der Erlösung erleichtert das ganze Dorfgemüt. Die Fenster werden durchsichtig. Die Leute treten unter die Türe. Die Bertwunderung über ihren leichten Glauben, die Lust am Leben, die Schadenfreude über die getäuschte Offenbarung gehen in eine allgemeine Munterkeit über, der mit Prophezeiungen nicht mehr so bald beizukommen ist. Zudem sind Emd und Frucht glücklich unter Dach gebracht. Es kommt Caille sehr zu statten, daß er unerkannt am Wirtshause vorbeikommt. Der Wirt hat ihn aber doch erspäht, und wie Caille um ein Nachtlager bittet, rupft er ihm vier Franken ab. Außerdem martert ihn von der Stube herauf das johlende Lachen der Bauern über seine Narrheit, dazwischen freilich auch der vergnügte Bericht eines Augenzeugen vom Unfalle des üppigen Schieber's, den sein Kößlein in einen Bach geworfen hat. Adele kann das nächste Zusammensein mit Julius kaum erwarten.

* * *

In der Tat, eine Erzählung ist Solches nicht. Mit Recht vergleicht es ein welscher Kritiker mit jenen gotischen Bildern, auf deren Tafel sich das ganze Leben eines Landes regt. Was man zuerst nur vorne sah, entdeckt man bald auch oben, im Hintergrunde, links und rechts. Nur eine Figur

macht sich stärker und häufiger bemerkbar als die andern, und auch sie nicht allzusehr. Es ist Caille, von dem der Dichter überall Angst und Not ausgehen läßt, wo er ihn hinführt. Die übrigen tragen alle ihr besonderes kleines Kreuz, das sie nicht ohne Maß belasten würde. Mit Ausnahme der Arbeiter in der Glashütte und einiger Leute sonst hat der Krieg allen wohlgetan. Beängstigend wohl. Es macht den Eindruck, als ob diese Satttheit den Dichter beunruhige. Wie ist das tief in uns verwachsen, das Gefühl, daß schöne Tage mit einem Unheil enden müßten! Zuerst umfängt, peinigt und drückt die Hitze, die Gewitterahnung, die Angst vor Wolkenbruch, Orkan und Hagel, langsam schleichend, die im Dorfe. In die Schwüle aber zucken, bis sich des Himmels Schleusen öffnen, Schicksalsstrahlen: urplötzlich fällt ein Fiebersfrost mitten im Felde über einen jungen Mann, und während er mit dem Tode ringt, bringen Soldaten andere Bürger der Gemeinde, Gefallene, mit kriegerischen Ehren heim. Auch in der Fabrik geht die Seuche um, doch statt den Mut der noch Gesunden zu erhalten, entfacht sie ihren Ingrimmm mehr als je. Den Bauern gelten wir als wer weiß, woher gekommene, Heimatlose, und nun soll uns noch die Pest hinraffen!? Und von außen bringt der bewehrte Zug Nachricht von ähnlichem Zustande der Geister. Inzwischen wird die Drohung des Himmels, so stumm sie ist, beklemmender. Was Wunder, wenn vor so viel Jammer und Gefahr und Troß die Botschaft Caille's Aufnahme findet?

* * *

So rücken nach und nach und immer dichter aus hundert Einzelzügen die Ereignisse, die Erregungen an einander und drohen in den Verstand, das Lebensgefühl der Dorfgenossen vortwiegend einzubringen. Ramuz liebt den Schritt des Fatums. Seine Werke sehen alle, bis zu bestimmter Stelle, Schillers Balladen vom Übermute ähnlich. Nur daß er die Raserei der Hybris (Überkraft) übertreibt, wühlend darin verweilt und sie in niedern Sphären ausmalt. Er ist ein Nachfahre der Realisten, mehr, der Naturalisten, wenn er schildert. Nur findet er, daß jene der rechten Eindringlichkeit noch sehr entbehrten, und er geht darauf aus, den Schauplatz dessen, was ihn ergriffen hat, die Farbe, das Klima, die Bewegung ganz anders als die Alten zu vergegenwärtigen. Er sieht sich für Alles und Jedes nach dem richtigen Mittel um, es auszudrücken. Er beobachtet nun, daß die Malerei unserer Tage sich sehr entschieden den Anschauungen zuwendet, die ihn selbst beschäftigen, daß sie der Anekdote im Stoffe, der Artigkeit in der Form wenig achtend, Grundempfindungen der Menschheit mit Gewalt und Feuerschrift darstellen will; dazu hat sie (die Malerei) die Schranken der überkommenen Regeln erweitert, ja gesprengt und ist mit Vollkraft zur Vorführung mächtiger innerer durch starke äußere Bewegung geschritten. Dabei kann in einem Rahmen ein Wetter toben, Randgebilde aber können von der wilden Jagd

unangetastet scheinen, sie eben erst bestaunen. . . . Die Moderne verbindet diese Hast mit einer Verwischung der Grenzen, dank welcher die aneinanderprasselnden Bildteile noch neben einander bestehen können, sich nicht zu hart im Raume stoßen.

Von Malern ganz umgeben, ihnen von Herzen zugetan, hat Ramuz sich in ihr Erleben, Anschauen, Schaffen innig eingelebt. Eine vielfache Lust liegt gleichsam in ihm auf der Lauer, die Seiten, Farben, Vorgänge einer Gemeinschaft, jegliches in der zutreffenden Manier und Geschwindigkeit, hier zu haschen, dort zu halten. Der höhere Verstand geht dann ans Werk, die Spiegelungen in ein Gesamtbild aufzunehmen. Es ist kurzweilig, zu erraten, an welchen seiner malenden Landsleute er sich von Fall zu Fall anschließt und warum, und wie —; sich klar zu legen, daß er sich hier an den bedächtig wandelnden, mit Breite, Nachdruck und Würzigkeit darstellenden Hermenjat anlehnt; da dem geheimern, in purpurnem Dunkel, ein neuer „Taucher“, Herrlichkeiten holenden Muberjonois nachahmt; hier den eiligeren Gang, das Zickzack einer Bailly wiedergibt. Und es ist unbestreitbar, daß er sowohl für die wechselnden Bedingungen der Schilderung das feinste Ohr besitzt, als es auch einzurichten weiß, daß sein Konzert nie zu sehr an die Musikanten Bremen's (im Tiermärchen) erinnert. . . . Er ist ein Dichter, und er bleibt es.

* * *

Von Hermenjat (und Bischoff) hat Ramuz da und dort die breiten dunstigen, stehenden Landschaften, den klobigen Wegelagerer, den sehnigen Julius und andere drastische Gestalten mit schweren Schwentungen; von Muberjonois eindringendere Szenen, seltenerer Menschen, wie Gaille, die Jungfer Parisoel; von der Bailly, was kubofuturistisch, d. h. mit Vereinfachung bewegungsmalend ist. Was aber, wird der Leser fragen, hat denn Ramuz mit seinen welschen Berufsgenossen, den Schriftstellern unsrer Westschweiz, gemein?

Nichts.

Hierin liegt seine Eigentümlichkeit. Es gehen zwar Ausläufer von ihm aus (Chavannes, Budry u. a.), er selber steht unabhängig da. Seine Wurzeln reichen durch die Gegenwart in tiefere Schichten. Er ist ein Meister, die Mundart als Kunstmittel im Teile wie im Ganzen zu bewerten, doch ohne sie eigentlich zu brauchen; er tönt gewisse Wörter und Wendungen so an und um, daß sie Urwaldlaut annehmen; wenn er etwa einen Ausdruck aus dem Wortschatze der Landleute entnimmt, entfacht er ihn zur Wärme eines Meisterstücks und Musters. Neben der Mundart steht ihm der Stil, die Denkart der Bibel zu Gebote; mit Péguy und andern gotisirenden Franken teilt er die Neigung zum frommen, leidenschaftlichen oder lieblichen, einfachen Herzenston des Mittelalters. Diese Vorliebe hat in den letzten Wer-

fen dieses Dichters arg auf seine geistige Einstellung überhaupt überzugreifen gedroht, gedroht, ihnen dasselbe Schicksal zu bereiten, das unstrittig über jene mystischen Stammeleien verhängt ist. . . In „Zeichen unter uns“ hat Ramuz sich erholt und bis auf wenige Spuren der überstandenen Umwandlung gibt er, im Sinnlichen und Geistigen, ein Bild der Wirklichkeit.

Es liegt im Wesen unserer Zeit — und der Weltkrieg hat diese Strömung schier ins Unabsehbare erweitert — nur Gemeinschaften zu sehen, und wenn die Gewohnheit noch nach Helden schreit, deren so viele zu erblicken, daß jeder in der Menge aufgeht. Hodler ist einer der Propheten dieses Gefühls der Gleichheit aller in der Kunst, weil er selbst es so sah und lebte. Das ganze Streben der neuesten Zeit geht in derselben Richtung. So sehr, daß in der Dichtung der Roman der Einzelperson nachgerade einen Anstrich des Aufgetriebenen, Ausschnitthaften, Einmaligen erhält, und Ramuz hat einen Gleichgesinnten in dem Deutschschweizer Steffen, nur daß er mehr malt und weniger träumt. Auf diesem Grunde ist er ein Bahnbrecher, zu mindest in der welschen Schweiz. Zeitschriften wie die *Boile latine*, die *Cahiers baudois*, die *Revue romande* mögen ihm vor, mögen mit ihm gewirkt haben; er hat dem Wunsch und Willen seiner Freunde Stoff und Form gegeben.

Glücklich nenne sich jedermann,
den die Menschheit brauchen kann.

Geizig ist der Mensch, dem das Sparen
Selbstzweck geworden ist.

N. B.

Langsam, wie das Licht über die Berge kommt, prägen sich die Schatten
aus.

N. B.

Bücherchau.

Wie man 50% Heizmaterial bezw. Hausbrand spart und die Kohlennot beseitigen hilft, gibt die gemeinnützige Vereinigung „Heimkultur“ Wiesbaden nach der bewährten Erfindung eines Heizungsfachmannes in einer ausführlichen Schrift, ca. 100 Seiten, bekannt. „Sparsame Heizung“ von G. Gerold und E. Abigt, mit vielen Abbildungen, beschreibt einfache z. B. in Saalfeld in 4000 Haushaltungen bewährte Vorrichtungen, die in Herde und Ofen für wenige Mark Unkosten eingebaut, die Hälfte Brennstoffe und Kosten ersparen und z. B. schon mit 4—6 Briketts das Mittagessen kochen, mit 6—10 ein Zimmer 12 Stunden lang gut durchheizen lassen. Auch für Badeöfen und Waschkessel ist die Ersparnis einzurichten. Ferner gibt die Schrift weitgehend Aufklärung über alle Heizungsanlagen, Ausnutzung aller Brennstoffe und ist so in jetziger Zeit für jeden Leser recht beachtenswert. Sie wird für Fr. 2.50 durch alle Buchhandlungen und vom Heimkulturverlag in Wiesbaden, Postcheckkonto Frankfurt 23300, Zürich 8/5233, geliefert.

Das Wirtshaus von Bodenu. Ein gut Wort am rechten Ort.
Von Henriette Nordheim. Verein für Verbreitung guter Schriften, Basel.